

## KULTUR-KOLUMNE

**„Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“**

VON  
**JOSÉ F.A.  
OLIVER**

Die Zeit fährt Panzer. Die Uhren fliegen Kampffjets. Nicht aufzuhalten. So scheint es. Die vermeintlichen Eigendynamiken, die sich ins Unvorhersehbare „zerrwickeln“, sind Allesfresser. Vom Schützenpanzer über den Propagandapanzer bis hin zum ideologischen Meinungschanzer. Allesamt Waffen, die Gespräche, wirksame und perspektivische Dialoge ins Leben, verhindern. Machtgier ist die Losung. Als sei's ein Spiel, das kein Spiel ist. Sondern das Dunkelste des gemachten Todes. Abgehackt wie Sätze, die Dolchstöße sind. Mit scharfer Klinge und stumpf zugleich. Ohne Unterlass zustechend. Gegen diese verheerenden Wirklichkeiten anzutreten und sich mit zu verantworten, indem die Realitäten in die Verantwortung genommen werden, ist grausam schwer und gerade deshalb grausam unumgänglich.

Wir müssen uns der Wahrheit stellen: Verachtung. Vernichtung. Verdummung. Ein Dreigestirn der Hoffnungsbrache, der eine Hilflosigkeit voranschleicht. Und das vor Ostern. Dem Fest der Auferstehung. Wie noch glauben? Diese existentielle wie essentielle Frage müssen schon viele Menschen vor uns in sich getragen haben. Das ist keine Spekulation, vielmehr Wissen. Ein Wissen, das täglich von Neuem ins Uferlose eskaliert. Der Blick

in die Menschheitsgeschichte offenbart das Elend. Die Spuren führen zu uns. Die aus anderen, vor uns gelebten Zeiten. Spuren, die zurückbleiben, weil wir sie immer wieder begehen, indem wir sie legen.

Jüngst war ich wieder einmal in Dresden. Eine Stadt, die mir irgendwann Metapher wurde. Ich erinnere mich, dass ich als „Frischling“ am Gymnasium in Hausach mein erstes Geschichtsbuch in Händen hielt. In der Sexta oder Quinta. Also fast am Anfang jener Schülertage, die mir die Möglichkeit gaben, mich als Lernender reflektiert zu erleben und den Erkenntnissen mit einem erwachsenen Bewusstsein zu begegnen. In jenem Buch sah ich das Foto einer skelettierten Stadt, die ich, so dachte ich, niemals würde besuchen dürfen, weil es einen „eisernen Vorhang“ gab.

### Verwundete Namen

Es ist das einzige Foto, das mir aus dem Lehrbuch im Gedächtnis geblieben ist. Bis heute. Farblos schwer. Das haben weder Portraits irgendwelcher Kaiser oder Könige, Generäle, sonstiger „Persönlichkeiten“ oder Städte- und Landschaftsansichten geschafft. Das Foto hat mich seit jenen jungen Jahren nie mehr losgelassen und tauchte immer wieder in verwundeten Namen auf: Grosny, Aleppo, Diyarbakir, Mariupol, um „nur“ ein paar der Orte zu erwähnen.

Als ich 2001 zum Stadtschreiber berufen wurde und für sechs Monate im Dresdner Stadtteil Alt-Pieschen leben und arbeiten durfte, sollte es genau besagtes Foto aus meinem Geschichtsbuch sein, mit dem ich ins barocke

„Elbflorenz“ aufgebrochen war und das während meines privilegierten Aufenthaltes mein poetisches Schreiben begleitete. Die nackte Aufnahme eines Datums, das sich eingraviert hatte. Die Nacht vom 13. auf 14. Februar 1945 am Tag danach. Als ich Anfang des Jahrtausends vor dem Wiederaufbauwerk der Frauenkirche stand, das knapp sieben Jahre zuvor mit der ersten Steinversetzung begonnen hatte, holte mich die Geschichte eines Landes ein und ab, das ein paar Jahre zuvor noch mit seiner Teilung umgehen musste und das sich nach 1989 mit dem Fall der Mauer aufgemacht hatte, neu zusammenzufinden. Das Gegenteil von Krieg. Versöhnung (oder „Vertöchterung“) wurde mir eine wundersame Inspirationsquelle für gesellschaftliche Visionen. Ich schrieb mich damals in einige, noch vorhandene Einschusslöcher und „vergessene“ Narben des Zweiten Weltkrieges ein; versuchte zu begreifen, wie viele Tote unter den Pflastersteinen vergraben sein mussten, über die ich mit leisen Sohlen hinwegging. Das beklemmende Gefühl, ich wandere über ein einziges Grab.

Wie wohlthuend, wie erholsam danach meine Besuche in der Villa Augustin am Albertplatz. Dem Ort in Dresden-Neustadt, an dem der Onkel Erich Kästners, ein vermöglicher Pferdehändler, eine Villa besaß. Erich Kästner, „ein Deutscher aus Dresden in Sachsen“, wie er sich selbst einst bezeichnete, war als Kind oft Gast im reichen Domizil des Bruders seiner Mutter. Noch heute sitzt er dort auf der Mauer, die das Anwesen begrenzt. Als Skulptur eines Jünglings. Sommerlich lasziv. Entspannt. Beobachter des Alltags in der

Nähe des Flussufers. Es sollte der Beginn meiner Auseinandersetzung mit der Biographie Erich Kästners werden. Ein Schriftsteller, der es mit einer Frühlingsleichtigkeit des Geistes verstand, Texte zu schreiben.

Von diesem Lyriker, Romancier, Kabarettautor, Journalist und genialen Verfasser von Kinderbüchern, stammt auch ein Satz, der ins Heutige reicht, auch wenn er damals die NS-Diktatur meinte: „Die Männer an der Macht und ihre Partei erstreben systematisch die größte, teuflischste Seelenverderbnis aller Zeiten“. Was für ein Wort: „Seelenverderbnis“! Das Wort ist ein guter Anstoß für einen Gedanken ins Osterfest 2023. Nehmen wir uns Zeit, um über die Gefahr für unsere angreifbaren oder schon angegriffenen Seelen nachzudenken. Wenigstens im Wissen eines der „sieben Leidens- und Erlösungsworte Jesu“, die uns die Passion Christi überliefert, dem finstersten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“

### Hoffnung und Zuversicht

Er versinnbildlicht die Furcht, um wieder bewusster bei uns selbst zu sein und das Fest der Auferstehung feiern zu können. Ich wünsche Ihnen zu Ostern hoffnungsfrohe Zuversicht. Mit Versen, in denen ich diese einst so ausgedrückt habe: „licht aufsuchen / in dem / was war // licht ausschütten / in das / was wird // leichter „w:erden“ / sich sein / was ist“.

Bis bald!